

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 51.

Berlin, Dienstag den 29. April

1845.

England.

Neueste Werke über Jung-England.

Man würde sich nicht wenig irren, wenn man dem sogenannten jungen England dieselben Tendenzen unterlegte, die das junge Frankreich, das junge Italien, das junge Deutschland u. s. w. charakterisiren und welche hauptsächlich darin bestehen, das Prinzip des Fortschritts im demokratischen Sinne geltend zu machen. „Es ist ein glückliches Omen“, sagt Carlyle *) in seinen Moral Phenomena of Germany, „daß das junge England das wieder aufbauen will, was das junge Frankreich und das junge Deutschland niederreißen möchten.“ — Das junge England hat von der Jugend — d. h. von jugendlichen, neuen, die Zeit bewegenden Ideen — nichts als den Namen, der höchstens durch den Umstand gerechtfertigt wird, daß seine Koryphäen meistens noch junge Männer sind; das ganze Trachten und Streben dieser Partei ist aber mittelalterlich — sie schwärmt für Mönch- und Ritterthum, für die ländlichen sports und chevaleresken Spiele Alt-Englands, für die Mischung des religiösen und aristokratischen Elements, die sich (besonders in Romanen und Gedichten) so pittoresk ausnimmt. Die materiellen Interessen unseres Zeitalters erscheinen ihr nüchtern und prosaisch, in den Fortschritten der Intelligenz und der freien Forschung wittert sie Unglauben und Atheismus, und in der immer mehr überhand nehmenden Verschmelzung der Stände bedauert sie das Verschwinden der poetischen Gegensätze, der starken Lichter und Schatten, die ihr geliebtes Mittelalter auszeichneten. Das junge England scheint sich, mit einem Worte, den verstorbenen Friedrich Baron von La-Motte Fouqué zum Muster erwählt zu haben, und der bekannte Wahlspruch des Lehreren:

A Dieu mon âme,
Ma vie au Roi,
Mon coeur aux dames,
L'honneur pour moi!

würde gewiß bei Lord John Manners, Herrn Sydney-Smythe und ihrem Anhang den größten Beifall finden.

Zu diesen Betrachtungen sind wir durch eine Schrift veranlaßt worden, die neulich unter dem Titel: Hawkstone, eine Erzählung von und für England im Jahre 184—**), die Londoner Presse verlassen hat. Das Thema dieses Buches ist die gesellschaftliche, politische und religiöse Lage Englands, und der Verfasser will eine Art puseyistisches Millennium zu Stande bringen. Der Held des Romans ist ein ehrenwerther Gentleman, der sich eben so sehr den Whigs als den Konservativen abhold zeigt; er gründet auf seinem Landgut ein protestantisches Kloster, errichtet eine große Fabrik nach eigenthümlichen Prinzipien, schlägt die neugebauten, heterodoxen Maschinen durch das alterthümliche, ehrwürdige Spinnrad aus dem Felde und vertreibt am Ende sowohl den katholischen Priester als die dissentirenden Geistlichen aus der guten Stadt Hawkstone, indem er sämtliche Bewohner derselben in den Schoß der nach seinen Ideen umgemodelten anglikanischen Kirche zurückführt.

Vom politischen Standpunkt aus kann man „Hawkstone“ als eine ziemlich klare Darstellung der Meinungen und Ansichten des jungen Englands betrachten; es ist mit größerem Ernst und tieferer Ueberzeugung geschrieben als „Coningsby“, den es übrigens an excentrischen Plänen zur Wiederherstellung eines goldenen Zeitalters bei weitem übertrifft. Was den religiösen Charakter des Werkes anlangt, so ist dieser schwerer zu bestimmen. Wir leugnen nicht, daß wir in den religiösen Stimmungen des englischen Volkes eine größere Gewähr für seinen sittlichen Charakter, eine festere Grundlage seiner bürgerlichen Freiheit erblicken, als in den philosophischen Forschungen und in den politischen Declamationen anderer Völker, aber wir sind auch eben so überzeugt, daß jedes künstliche Bearbeiten, jedes Hinausschrauben jener Stimmungen nur zu einer Reaction im entgegengesetzten Sinne führen kann. Der Verfasser ist auch einer dieser Bearbeiter, der, wie dies kaum anders seyn kann, in unzählige Widersprüche mit seinen Umgebungen und mit sich selbst geräth. Obgleich er den puseyistischen Lehren huldigt, ist ihm doch die römische Hierarchie ein Gräuel; obgleich er für die anglikanische Kirche eifert,

greift er doch die zu derselben gehörige, sogenannte evangelische Partei mit einer Erbitterung an, die nur von seiner Wuth gegen die Dissenters übertrifft wird. Während er die Unfehlbarkeit des Papstes leugnet, scheint er seine eigene nicht im mindesten zu bezweifeln. Der bigotteste Hochkirchmann, der strengste Ultramontane kann keine stolzeren Begriffe von der Macht der Kirche und der Würde des priesterlichen Charakters hegen, als die feingigen; nichtobstoweniger wirft er sich zum Vertheidiger des Protestantismus auf und bekämpft die Annahmen des päpstlichen Stuhls, wobei er aber zugleich auf Wiedereinführung der Klöster, Fasten, Kasteiungen und anderer Gebräuche der römischen und orientalischen Kirche dringt. Noch weniger als diese und ähnliche Inkonsequenzen ist die Unbulsamkeit zu entschuldigen, die, wie man ohne Uebertreibung behaupten kann, in „Hawkstone“ ihre Apotheose feiert; der Grundsatz, daß man sich auch des Umgangs mit Andersdenkenden enthalten müsse, wird darin zu wiederholten Malen eingeschärft. „Ich halte es ernstlich für unrathsam“, sagt Beattie, eine Person, die wahrscheinlich den Verfasser selbst repräsentiren oder ihm als Organ zur Entwicklung seiner eigenthümlichen Theorien dienen soll, „ich halte es für unrathsam, mit den Römlingen auf vertrautem Fuße umzugehen. Sie halten uns für Ketzer — wir betrachten sie wenigstens als Schismatiker. In einer gemischten Gesellschaft müssen wir diese Ueberzeugung, dem Anschein nach, aufgeben und folglich den Heuchler spielen — und die Heuchelei endet, bei uns wenigstens, oft mit dem Glauben, daß unsere Meinungs-Verschiedenheiten in der That von keinem Belang sind.“ — „Finden Sie es denn nöthig, sich auf diese Weise gegen Alle abzuschließen, mit denen Sie in der Religion nicht übereinstimmen?“ fragt Billiers. — „Gegen Alle“, erwidert Beattie, „die nicht Mitglieder der katholischen Kirche sind und die mich selbst nicht als Mitglied derselben anerkennen. Außer dem Bande der Kirche giebt es kein soziales Band, dem ich vertrauen kann.“ — Diese katholische Kirche ist nicht die römische, sondern die allgemeine, apostolische, oder mit anderen Worten eine Theokratie, eine Priesterherrschaft, die sich aber dem römischen Ritus und den römischen Ceremonien so sehr nähert, daß man nicht recht einsteht, warum sie den Schlußstein des ganzen Systems, das sichtbare Haupt der Kirche, perhorreskirt. „Der tägliche Gottesdienst“, sagt Beattie, „wird heutzutage sogar in unseren Dorfkirchen immer gewöhnlicher.“ — „Und dieses“, bemerkt Billiers, „rührt wohl von den Traktaten (Tracts for the Times, dem bekannten puseyistischen Werke) her?“ — „Es rührt von dem Geiste Gottes her“, entgegnet Beattie. — „Und finden Sie nicht“, sagt Billiers, der gerade mit seinem Freunde beim Frühstück sitzt, „daß diese Verbesserung sich auch auf praktische Handlungen der Selbstverleugnung erstreckt? Wenn wir vor zehn Jahren an einem Freitag zusammen frühstückten, so würden wir nicht, wie heute, unser Mahl auf trockenes Brod beschränkt haben; jetzt stehen wir Beide nicht an, dieses öffentlich zu thun. Wird auch dieser Gebrauch unter den jungen Leuten der gegenwärtigen Epoche vorherrschend?“ — „Noch nicht“, meint Beattie, „aber die Ansichten dazu sind höchst ermutigend. Vor zehn Jahren erzählte mir ein Professor der Theologie, daß die Mitglieder der Oxford-Universität ihre meisten öffentlichen Dinners während der Fastenzeit (Lent) veranstalteten; jetzt weiß ich hingegen, daß Viele ihre Dinners auf einen anderen Tag verlegt haben, um sie nicht während der Fastenzeit geben zu müssen.“ — „Und geschieht dieses freiwillig?“ — „Ganz freiwillig.“ — „Aus Achtung gegen die Autorität der Kirche?“ — „Ich vermuthe es, da sich diese Erscheinung auch auf Solche erstreckt, die weder unter dem Einfluß des Enthusiasmus noch der Partei-Rücksichten stehen und folglich nur durch die Ueberzeugung bestimmt werden, daß sie den Satzungen der Kirche gemäß handeln.“ — In diesem Augenblicke bringt man dem Herrn Beattie eine Kiste, die so eben mit der Post angekommen ist; er öffnet sie und beglückt seinen gleichgesinnten Freund mit dem Anblick eines kostbar gearbeiteten, mit Edelsteinen verzierten und mit Abbildungen biblischer Gegenstände bemalten Kelchs. „Er ist“, bemerkt Beattie, „für unsere Universitäts-Kapelle bestimmt.“ — „Und wer“, fragt Billiers, „hat dieses Geschenk dargebracht?“ — „Das“, versetzt Beattie, „ist ein Geheimniß, welches ich nicht veröffentlichen darf. Wir haben seit einiger Zeit die Gewohnheit, unsere Gaben anonym darzubringen und Subscriptions-Listen zu vermeiden. Vor zehn Jahren hätte man statt des Kelchs eine Punsch-Bowle, eine Kaffeekanne oder eine silberne Schüssel eingesandt.“ — Die goldenen Kelche, die strenge Beobachtung der Fasten, der tägliche Gottesdienst — Alles soll dazu beitragen, um eine Kirche herzustellen, die, wie der enthusiastische Herr Beattie ausruft, „selbst in dieser Welt schon aller Bewunderung würdig ist und in einer anderen über jede Verfolgung triumphiren muß.“ — Daß sie Verfolgung noch in einer anderen Welt zu

*) Dieser Carlyle ist nicht mit dem berühmten Schriftsteller gleiches Namens zu verwechseln.

**) Hawkstone (wörtlich übersetzt: „Halkenstein“), a Tale of and for England in 184—, 2 vols. London, 1845.

besorgen hat, ist gewiß etwas Neues; aber bei einer Sekte, die sich mit einer chinesischen Mauer gegen alle diejenigen umgeben will, die auch nur ein Haar breit von ihr abweichen, und die dem Schöpfer des Menschengeschlechts durch kraße Intoleranz gegen ihre Mitgeschöpfe zu dienen glaubt, muß man sich auf seltsame Ansichten gefaßt machen. Natürlich müssen solche Männer, wie der Verfasser des „Hawthorne“, gegen jede namentlich den Katholiken gemachte Konzeßion des Staates, wie z. B. die Geldbewilligung für das Maynooth-College in Irland, mit Heftigkeit sich erklären. Aber wenn es ihnen in solchem Kampfe auch nicht an Beistand gebricht — wie denn selbst die Dissenters in dieser Frage mit den Puseyiten und dem jungen England gemeinschaftliche Sache gemacht — so ist doch die religiöse Stimmung in England zu gesund, um sich von so vereinzelten krankhaften Einflüssen beherrschen zu lassen.

So wenig wir nun auch mit den Tendenzen „Hawthorne's“ sympathisieren, müssen wir doch einräumen, daß der Verfasser sein Thema mit Ernst und Anstand behandelt, welche beide Eigenschaften einem Werke abgehen, das mit demselben fast zu gleicher Zeit unter dem Titel: „Anti-Coningsby“ erschienen ist.^{*)} Dieses Buch hat den Zweck, die Partei des jungen England mit den Waffen des Spottes und der Satire zu bekämpfen, ist jedoch in der That nichts als eine (noch dazu ziemlich fade) Schmähchrift auf die Häupter derselben, besonders aber auf Herrn D'Israeli. Daß letzterer diesen Angriff selbst hervorgerufen, läßt sich nicht leugnen, da er in seinen meisten Romanen lebende Personen einführt — zuweilen idealisiert, wie den Grafen d'Orsay (als Mirabel in „Henriette Temple“), noch öfter aber aufs schonungsloseste an den Pranger gestellt, wie den bekannten torpidschreibenden Schriftsteller und Redner, John Wilson Croker, der im „Coningsby“ unter dem Namen Rigby figurirt. Bei aller Neigung, seinen persönlichen Antipathien die Fägel schießen zu lassen, bei aller Sucht, durch tolle Paradoxen zu glänzen, hat D'Israeli doch auch ein höheres Ziel, wogegen der Verfasser des „Anti-Coningsby“ sich nur in gemeinen Anzüglichkeiten und hämischen Verdrehungen gefällt. Der Roman beginnt mit einer Scene im britischen Unterhause. Sir Robert Peel unterliegt in einer Debatte mit der Partei des jungen England; seine Administration löst sich in Folge dessen auf, die Königin schickt nach Herrn Coningsby, und dieser wird Premier-Minister. Seine erste Maßregel ist die Emanzipation der Juden; die reicheren unter diesen werden in den Pairatstand erhoben und D'Israeli nebst dem Tröbler Moses zu Parlaments-Mitgliedern für die Stadt London erwählt. „Die Opposition hielt unterdessen wüthende Reden; dem Volke behagten jedoch diese Neuerungen, besonders aber die überall eingeführten öffentlichen Spiele und Feste. Hahnengesichte, Wettkämpfe, Boxereien, Scheibenschießen, Stedenpferde, Eulenspiegel-Streiche u. s. w. waren an der Tagesordnung. Brod, Bier und Roastbeef wurden unter das Volk vertheilt (der Tilgungsfond bezahlte die Zechen); Musik und Gesang erschallten aus jedem Wirthshaus, Tänze, Maskeraden, wandernde Schauspieler und Kunststreiter waren an jeder Ecke anzutreffen. Die Armen glaubten, das goldene Zeitalter sey wiedergekehrt, und meinten in der Einfalt ihres Herzens, diese Lustbarkeiten würden ewig dauern. Das Anstehen der Kornschöber hörte auf, und statt dessen wurden Feuerwerke abgebrannt. Die Städte waren sämmtlich illuminirt, und der Name: Ven Sidonia prangte vor jedem Hause in ungeheuren Buchstaben und von unzähligen Lampen beleuchtet, während der feines Gefährten Gym-Customs in eben so glänzenden und riesigen Lettern die neuerrichteten Handwerker-Institute und literarisch-wissenschaftlichen Spartanäen zierte.“

Es bedarf wohl keiner Erklärung, daß unter Ven Sidonia Herr Benjamin D'Israeli und Lord John Manners unter Gym Customs zu verstehen ist; dieser letztere Epitheton, den man zu Deutsch mit „Turnkünstler“ wiedergeben könnte, bezieht sich auf die Schriften des jungen Lord, worin er die Wiederaufnahme der alten Volksspiele und gymnastischen Übungen empfiehlt. Doch genug von einem Machwerke, welches eine Partei angreift, ohne deren Grundsätze recht zu verstehen, und sich daher auf Aeußerlichkeiten und kleinliche Sticheleien beschränkt, die einen nur sehr entfernten Bezug auf die eigentliche Sache haben.

Frankreich.

Charakteristiken aus der Konsular-Epoche, nach Thiers.

Die Konsuln: Cambacérés, Lebrun. — Napoleon's Familie: Joseph, Lucien, Madame Bonaparte. — Die Minister: Fouché, Talleyrand. — Die Generale: Moreau, Kleber, Desaix.

(Schluß.)

Nachdem Thiers den Feldzug in Deutschland bis Ende Mai 1800 geschildert und kritisiert hat, fügt er noch folgende kurze Betrachtung über den Charakter Moreau's im Allgemeinen hinzu: „Ueberhaupt könnte man an Moreau tabeln, daß es ihm an Kraft in der Führung des Oberbefehls gebrach; daß er sich von einer militairischen Colerie umgarnen und beherrschen ließ; daß er Zwistigkeiten in seiner Umgebung aufkommen ließ und sich dadurch der besten Offiziere beraubte, und daß er nicht durch die Kraft seines Willens die fehlerhafte Organisation des Heeres zu verbessern wußte, in Folge deren die Generale vereinzelt und im Unfrieden mit einander handelten. Moreau fehlte, wie wir schon oft gesagt haben, durch den Charakter. Warum können wir nicht einen

Schleier vorziehen, um uns und Anderen die traurige Folgezeit zu verbergen und mit reiner Freude die edlen und weisen Unternehmungen dieses Generals zu genießen, dessen Herz noch nicht durch Eifersucht und Verbannung verändert worden war!“ — Indes hat Thiers nicht bloß Worte des Tadel's für Moreau, sondern er läßt auch seinem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren, und stellt ihn bei der Beurtheilung seiner Feldzüge zwar nicht in die Reihe der Feldherren ersten Ranges, aber erkennt ihm unter den französischen Generalen seine Stelle sogleich nach Napoleon selbst zu.

Wir können nicht auf eine Schilderung der Verhältnisse in Aegypten eingehen, aus welcher Kleber's Charakter sich am besten ergeben würde, und müssen uns auf die folgenden Zeilen beschränken, in denen Thiers sein Bild in wenigen Strichen andeutet. „Kleber war der schönste Mann im Heere. Sein hoher Wuchs, sein edles Gesicht, auf welchem sich der ganze Stolz seiner Seele abspiegelte, seine zugleich kühne und ruhige Tapferkeit, sein rascher und sicherer Blick machten ihn zu einem der imponirendsten Generale auf dem Schlachtfelde. Sein Geist war glänzend, originell, aber ungebildet. Er las unablässig und ausschließlich Plutarch und Curtius: er suchte dort die Nahrung der großen Seelen, die Geschichte der Helden des Alterthums. Er war eigensinnig, unbeugsam und tadelsüchtig. Man hat von ihm gesagt, daß er weder Befehlen noch gehorchen wollte, und das ist wahr. Er gehorchte unter dem Generale Bonaparte, aber murrend; er befehligte zuweilen, aber unter dem Namen eines Anderen, des General Jourdan's zum Beispiel, ergriff durch eine Art von Inspiration das Kommando mitten im Feuer, führte es als überlegener Fehrführer und trat nach dem Siege in seine Rolle eines gewöhnlichen Generals zurück, die er allen anderen vorzog. In seinen Sitten und Ausdrücken war Kleber sehr ungebunden, im Uebrigen aber rechtschaffen und uninteressirt, wie man es damals war, denn die Eroberung der Welt hatte die Charaktere noch nicht verderbt.“

Am 14. Juni 1800 war Kleber zu Rahira durch einen fanatischen Syrer meuchlerisch ermordet worden; am selbigen Tage fiel auf dem Schlachtfelde von Marengo der einzige Mann, der ihn hätte ersen können, Desaix.

„Desaix war fast durchaus das Gegentheil von Kleber. Einfach, schlichtern, selbst etwas linksch, das Gesicht stets unter einem reichen Haarmwuchse verborgen, besaß er gar kein militairisches Aeußeres. Aber wegen seiner Tapferkeit im Gefechte, seiner Güte gegen die Soldaten, seiner Bescheidenheit gegen die Kameraden, seines Edelmuthe's gegen die Besiegten wurde er von dem Heere wie von den besiegten Völkern angebetet. Sein tiefer und gründlich gebildeter Geist, seine Kenntniß des Krieges, seine Pflichttreue, seine Anspruchslosigkeit machten ihn zu einem vollendeten Muster aller militairischen Tugenden; und während der unbegleibliche und störrische Kleber keinen Befehl ertragen konnte, gehorchte Desaix, als hätte er nicht zu befehlen gewußt. Unter einem rauhen Aeußeren verbarg er einen lebendigen, der Begeisterung fähigen Geist. Zwar in der strengen Schule der Rhein-Armee erzogen, war er dennoch für die Feldzüge in Italien entflammt und hatte die Schlachtfelder von Castiglione, Arcole und Rivoli mit eigenen Augen sehen wollen. Als er diese Schlachtfelder besichtigte, begegnete er, ohne ihn gesucht zu haben, dem kommandirenden General der italienischen Armee und faste eine leidenschaftliche Zuneigung zu ihm. Welche schönere Hulldigung, als die Freundschaft eines solchen Mannes? Der General Bonaparte wurde lebhaft dadurch gerührt. Er schätzte Kleber wegen seiner großen militairischen Eigenschaften, aber er stellte, sowohl in Beziehung auf Talent als Charakter, Niemanden neben Desaix. Er liebte ihn. Umgeben von Waffengefährten, die ihm seine Erhebung noch nicht verziehen hatten, obgleich sie ihm eifrige Ergebenheit zur Schau trugen, liebte er an Desaix eine reine, absichtlose, auf tiefe Bewunderung gegründete Zuneigung. Doch behielt er das Geheimniß seiner Vorliebe für sich, that, als ob er die Fehler Kleber's nicht kenne, behandelte Kleber und Desaix gleich, und wünschte selbst die Todten in denselben Ehren zu vereinen, wie sie das Schicksal zu demselben Ende bestimmt hatte.“

Am 23. September 1800 legte Napoleon auf dem Kriegssplatze den Grundstein zu einem Grabmale im ägyptischen Style, welches später die sterblichen Ueberreste beider Helden aufnahm.

China.

Die beiden Freunde im Tode.

Zum Verständniß und als Einleitung der originellen chinesischen Erzählung „die beiden Freunde im Tode“ dienen folgende Notizen aus dem Briefe eines englischen Reisenden über die Gräber der Chinesen und den damit zusammenhängenden Volksglauben, die uns manches Neue lehren:

In den südlichen Provinzen China's haben die Eingebornen keine ordentlichen Kirchhöfe, wie wir sie in Europa haben; man findet die Gräber hier und da an dem Abhang der Hügel zerstreut, gewöhnlich in der malerischsten Lage. Die Reichen transportiren meist ihre Todten in große Entfernungen und befragen eine Art Wahrsager, der ihnen den angemessensten Ruhsort anweist. Dieses Individuum begleitet den Körper an seine Ruhestätte. Wenn er gegen den Ort, wo der Zug Halt gemacht, etwas anzusehen hat, so befehlt er ihm sofort, sich nach einem anderen Punkt der Nachbarschaft hin zu begeben, bis alle Zeichen günstig sind. Ich glaube, daß es bei manchen chinesischen Familien Sitte ist, selbst alle diese Zeichen vor dem Tode zu bestimmen; denn als einst einer unserer bedeutendsten Kaufleute dem alten Pauqua von Canton einen Besuch abstattete, so brachte man demselben einen Teller mit mehreren Proben von Erde, die der Greis aufmerksam untersuchte;

^{*)} Anti-Coningsby, or the New Generation grown Old. By an Embryo M. P. 2 vols. London, 1845.

dann zeigte er diejenige, in welche seine Asche niedergelegt werden sollte. Auch ist es wichtig, eine gute Lage auszuwählen. Die beste ist die, von wo aus man eine schöne Bai oder einen See und, was noch besser ist, einen Fluß vor sich sieht, dessen Gewässer am Fuß der Höhe, auf der das Grab angebracht ist, sich hinschlängeln. Der oben angeführte Vorkämpfer des Leichenbegängnisses verfiel sich mit einem Kompaß, um bei seinen Bezeichnungen mit noch mehr Sicherheit zu verfahren. Ein Chinese versicherte mir, daß diese Art von Propheten zuweilen große Beredsamkeit entwickeln, um die künftige Seligkeit derer zu beschreiben, die sich ihrer letzten Leitung anvertrauen. Er sagt ihnen, daß sie und ihre Kinder, oder diejenigen, für die sie ein Interesse hegen, nach ihrem Tode Reichthümer und Ehren genießen werden, zum Lohn für die Sorgfalt, die sie für die Asche ihrer Väter getragen haben. Aber diese Wahrsager sind oft gewandte Betrüger, die mit den Vorurtheilen des Volkes ihr Spiel treiben. Oft, nachdem eine Beerdigung vor einiger Zeit stattgefunden, suchen sie die Verwandten des Verstorbenen auf, um ihnen zu erklären, daß es unumgänglich nöthig sey, den Sarg an einen anderen Ort zu versetzen. Wenn die Verwandten zu zweifeln scheinen, so führen sie eine Menge von Vorwänden an und fügen die Drohung hinzu, daß auch sie in ihren Gräbern fürchterliche Qualen zu erdulden haben werden, weil auch ihre Kinder und Verwandten seinen Rath verachten würden. Die armen Chinesen fürchten sich und entschließen sich, die Summe, die man von ihnen für die Wiederholung des Begräbnisses ihrer Verwandten verlangt, zu bezahlen.

Auf meinen Reisen im Süden China's habe ich oft auf den einsamsten Bergen Gräber gefunden. Sie sind fast alle von derselben Form, indem sie einen in den Boden gegrabenen Halbkreis bilden, hinter welchem der Körper beerdigt wird. Die Halbkreise der Reichen sind von Steinen oder Ziegeln konstruirt und zuweilen mit mehr oder weniger gut ausgehauenen Zierrathen versehen. Im Mittelpunkt des Halbkreises, über dem Körper, steht der Grabstein mit einer Inschrift. Diese Inschriften sind von der größten Einfachheit, indem sie nur den Namen des Todten und das Datum seines Todes angeben. So lakonische Grabchriften könnten der geschwägigen Eitelkeit unserer Leichensteine zum Muster dienen. In einigen Fällen (ich weiß nicht, ob immer) gräbt man nach Verlauf einiger Zeit, wenn der Körper zum Skelett geworden, die Knochen aus und verschließt sie sorgfältig in eine irdene Urne, die man dann auf einem der höchsten Punkte des Berges aufstellt. Die Familien besuchen von Zeit zu Zeit die Urnen und die Gräber ihrer Vorfahren, wobei sie mit dem ältesten anfangen und dann nach der Reihe alle andere Mitglieder des Geschlechts begrüßen.

Je weiter der Reisende nach Norden vordringt, desto seltener wird die halbkreisförmige Form der Gräber, und man bringt gern einige Mannigfaltigkeit in ihre äußere Gestalt. In Tschusan, in Ning-po und anderen Orten dieser Provinz werden die Särge auf die Oberfläche der Erde niedergelegt und nur mit Stroh überdeckt. Solche Särge findet man an allen Orten, an dem Rande der Straße, längs der Flüsse und Kanäle, in den Wäldern und anderen abgelegenen Orten. . . . Zuweilen ist der Sarg von Stroh entblößt worden, das Holz des Sarges ist in Fäulniß übergegangen, die Gebeine bleiben dem Anblick der Vorübergehenden preisgegeben. Auf einem Hügel der Insel Tschusan geht man unter Schädeln und Gebeinen jeder Art einher; oft, wenn ich in einem Gebüsch botanisirte, sah ich mich mit den Beinen zwischen den schlecht verbundenen Brettern eines alten Sarges gefangen, ehe ich Zeit hatte, denselben zu bemerken.

Ich glaube, daß die Reichen dieses Distrikts im Allgemeinen ihre Todten mit mehr Sorgfalt beerdigen und einige sogar ihnen steinerne Grabmäler weihen. Es giebt drei oder vier Denkmäler auf der Insel Tschusan, die wahrhaft prächtig sind; ausgezeichnete Künstler sind mit der Skulptur dieser Mausoleen beauftragt worden, welche von viereckiger Form sind. In China, wie in Europa, sind die grünen Bäume, Cypressen oder Tannen, dem Grabe geheiligt. — Im Distrikt Shangae habe ich große Gebäude besucht, welche von den Reichen erbaut zu seyn scheinen, um ihre Körper nach dem Tode aufzunehmen. Ich sah darin gewöhnlich in einem der Hauptgemächer einen Sarg und einen Altar, wo man an gewissen Tagen des Jahres Weihrauch zum Andenken der Todten anzündet, Gebete spricht und andere fromme Ceremonien verrichtet. Diese Art Trauertempel sind meist von Tannenholz, und zuweilen wird der Körper außerhalb beerdigt, während der Altar und das Zubehör allein im Innern bewahrt werden, wo ein Wächter mit seiner Familie wohnt und das Ganze in Ordnung hält.

Aber das merkwürdigste aller chinesischen Grabmäler ist dasjenige, welches ich auf einer Exkursion in der Nähe der Stadt Lung-Kean-Tu gefunden habe. Es liegt auf der Mitte der Anhöhe eines kleinen Berges und gehört offenbar einer der bedeutendsten Personen der Stadt. Vom Fuß des Berges bis zu dem Ort, wo das Monument steht, führt eine breite Treppe, zu deren beiden Seiten zahlreiche steinerne Figuren stehen, und zwar in folgender Ordnung: erst ein Paar Ziegen, dann ein Paar Hunde, dann ein Paar Katzen, viertens ein Paar gefattelte und gezäumte Pferde, und fünftens zwei Priester von gigantischem Wuchs; das Ganze bot einen höchst bizarren Anblick dar. Ich habe nachher zwei oder drei ähnliche Grabmäler bei Ning-Po gesehen, aber in kleinerem Maßstabe.

Nun zu unserer Erzählung, die sich auf diese Gebräuche begründet und dem chinesischen Buche Kin-tu-ke-Wan entlehnt ist.

Es lebten einst im Königreich Tsü zwei Männer, die, Beide arm, seit ihrer Kindheit durch die zärtlichste Freundschaft mit einander verbunden waren. Kuan-tschung, der Eine, hatte den Beinamen Ju; der Andere, Pao-scho,

war Suen-tseu zubenannt. Pao-scho erhielt zuerst ein Amt unter Wang-lung. Treu der Freundschaft, die er geschworen, bot er Alles auf, die Ernennung Kuan-tschung's zum ersten Minister zu bewirken, und nahm beständig einen Rang neben ihm ein. Immer einmüthig verwalteten die beiden Freunde die öffentlichen Angelegenheiten, wie aus Einem Geiste. „Dreimal“, sagte Kuan-tschung, „habe ich Schlachten geliefert, und dreimal habe ich den Rücken gewandt; doch Pao-scho hält mich nicht für einen Feigling; er weiß, daß ich eine alte Mutter habe, und obgleich ich dreimal im Amt gewesen und dreimal entlassen worden bin, so hält er mich doch nicht für einen schlechten Sohn. Er kannte mich, als ich arm war; ich verdanke meinen Aeltern das Leben, aber Pao-scho allein kennt mich.“ Darum sagt man seit dem Alterthum bis auf unsere Tage, wenn man von zwei wahren Freunden spricht: sie sind wie Kuan und Pao. Wir wollen jetzt die Geschichte zweier Freunde erzählen, die, vom Zufall zusammengeführt, eine brüderliche Freundschaft mit einander schlossen, wie die zwischen Kuan und Pao, und die ebenfalls ihre Namen unsterblich machten, indem sie ihr Leben für einander opferten.

Zur Zeit des Tschuen-tseu, als Juen-wang, König von Tsu, die Anhänger des Confucius und Lao-tseu ehrenvoll behandelnd, die Weisen und Gelehrten an seinen Hof zog, sah man von allen Punkten des Reichs Alle, welche die wohlwollenden Gesinnungen des Monarchen benutzen wollten, herbeiströmen. Auf den Bergen Tsü-schi, im Westen des Kiang, lebte ein Weiser mit dem Namen Tso und dem Beinamen Pe-tao. Noch sehr jung, hatte er früh seine Aeltern verloren und sich mit Eifer dem Studium gewidmet, indem er das beste Regierungs-System und die Mittel aussuchte, das Volk glücklich und zufrieden zu machen.

Pe-tao war ungefähr vierzig Jahr alt: damals suchten die großen Lehenträger des Reiches der Mitte sich unabhängige Königreiche zu bilden. Der Fürsten, welche die Tugend liebten, gab es wenige, während die Usurpatoren, die nur das Gesetz des Stärkeren anerkannten, sehr zahlreich waren. Bis dahin hatte Tso-pe-tao keine Aemter gesucht; aber als er erfuhr, daß Juen-wang, König von Tsu, der Gerechtigkeit und Tugend wahrhaft liebte, die Gelehrten und Weisen zu sich rufe, da packte er alle seine Bücher ein, nahm Abschied von seinen Freunden und Nachbarn und reiste nach dem Königreich Tsu.

Er wanderte in kleinen Tagereisen und kam nach Jung-ti. Es war zur Winterzeit, und Tso-pe-tao hatte gegen Sturm und Regen viel zu kämpfen. Eines Tages trat er beim Einbruch der Nacht, bis auf die Knochen durchnäßt, in ein Dorf. Während er ein Asyl suchte, wo er die Nacht zubringen könnte, bemerkte er in einiger Entfernung, mitten in einem Bambusgehölz, den Schein eines Lichtes, das durch die Spalten eines Fensters drang. Rasch begab er sich dahin und befand sich vor einem kleinen Hause, das mit Stroh gedeckt und mit einer Bambusbede umgeben war; er stieg über die Pede und klopfte sanft an die Thür. Ein Mann trat aus dem Hause, und Tso-pe-tao, auf der Schwelle stehend, machte ihm seine Verbeugung. „Euer Diener“, sagte er, „ist aus Si-kiang; sein Name ist Tso-pe-tao; er begiebt sich in das Königreich Tsu. Vom Regen mitten auf dem Wege überrascht und keine Herberge findend, bittet er Euch um ein Nachtlager. Er wird morgen mit dem Frühesten wieder abreisen. Er weiß nicht, ob Ihr ihm sein Gesuch bewilligen wollet.“ Der Unbekannte erwiderte die Verbeugung und lud ihn ein, in die Hütte zu treten. Als Tso-pe-tao die Augen umherwarf, bemerkte er nur ein Bett, auf diesem Bett Bücher, ohne Ordnung aufgehäuft, und weiter nichts. Nun erkannte er, daß er sich bei einem Gelehrten befände, und schickte sich an, die bei einem solchen vorgeschriebenen Verbeugungen zu machen. „Laßt die Ceremonien bei Seite“, sagte der Unbekannte; „wir wollen uns lieber damit beschäftigen, Eure Kleider zu trocknen.“ Nachdem Tso-pe-tao sich getrocknet, bereitete der Unbekannte einige Nahrungsmittel, setzte sie nebst einer Flasche Wein vor seinen Gast und forderte ihn auf, sich zu stärken. Hierauf fragte ihn Pe-tao nach seinem Namen.

„Euer Diener“, antwortete er, „nennt sich Yang; Kio-ngai ist sein Zuname. Meine Aeltern wurden mir früh geraubt; ich wohne allein in dieser Hütte und finde im Studium meine süßeste Zerstreuung. Jetzt, da die Feldarbeiten beendet sind, ist die Begegnung eines Gelehrten, der aus weiter Ferne kommt, ein wahrer Glücksfund für mich. Ich bedaure nur die Armut dieses Hauses und bitte Euch demüthig, mir dieselbe zu verzeihen.“

Die beiden Gelehrten legten sich nun zu Bett; aber sie plauderten von ihren Studien bis tief in die Nacht und schliefen erst mit Anbruch des Tages ein.

Der Regen hatte nicht aufgehört zu strömen. Kio-ngai hielt Pe-tao zurück, erschöpfte für ihn Alles, was er hatte, und schloß mit ihm eine ewige Freundschaft. Pe-tao war fünf Jahr älter als Kio-ngai, der von diesem Augenblick ab die einem älteren Bruder gebührenden Rücksichten für ihn hatte.

Nach drei Tagen hörte der Regen auf und die Straßen wurden gangbar. „Mein weiser Bruder“, sagte Pe-tao, „verdient um seiner Talente und Tugenden willen der Minister eines Königs zu seyn. Er stellt nicht die seine Seide der Bambus zur Schau, und er liebt die Quelle des alten Gehölzes. Ist das nicht sehr bedauerndwerth?“ — „Es liegt nicht daran, daß ich kein Amt wünsche“, antwortete Kio-ngai; „aber ich habe nichts gethan, um es zu erhalten.“ — „Der König von Tsu“, nahm Pe-tao das Wort, „ruft alle Gelehrten des Reichs an seinen Hof; da nun mein Bruder Solches beabsichtigt, warum sollte er nicht mit mir reisen?“ — „Ich bin bereit, den Befehlen meines älteren Bruders zu gehorchen.“

Nachdem Kio-ngai die nöthigen Vorbereitungen zu dieser kurzen Reise ge-

troffen und sich mit einigen Borräthen versehen, verließen die beiden Freunde die Hütte und nahmen ihren Weg nach Süden. Nach einem Marsch von zwei Tagen wurden sie von schlechtem Wetter überfallen und gezwungen, in eine Herberge zu flüchten, wo sie den größten Theil ihrer Borräthe aufzehren. Es blieb ihnen nur ein kleines Päckchen Lebensmittel übrig, das sie abwechselnd trugen, als sie, dem Wetter trotzend, sich wieder auf den Weg machten. Der Regen fiel fortwährend, der Wind blies heftig, und bald trat ein dichter Schnee an die Stelle von Wind und Regen.

Holzhauer, die sie unterwegs trafen, sagten ihnen, daß 100 Li weit von dem Orte, wo sie sich befanden, keine Spur einer menschlichen Wohnung zu finden sey; sie würden durch tiefe Schluchten und dürre Einöden kommen, die von Wölfen und Tigern beunruhigt würden, und sie thäten besser, sich nicht dahin zu wagen. „Was meint mein weiser Bruder?“ sagte Pe-tao. — „Man hat es schon vor langer Zeit gesagt“, antwortete Rio-ngai: „das Leben, der Tod, Alles ist im Voraus bestimmt; da wir einmal bis hierher gekommen sind, so wollen wir unsere Reise fortsetzen und jeden Gedanken, wieder umzukehren, unterdrücken.“

Sie wanderten noch einen ganzen Tag und brachten die Nacht in alten Grabmälern zu. Sie waren leicht gekleidet, und ein eisiger Wind drang ihnen bis auf die Knochen. Am anderen Morgen fiel der Schnee immer dichter; in den Bergen war er mehr als einen Fuß hoch. Pe-tao konnte der Heftigkeit der Kälte nicht widerstehen.

„Wir haben noch“, sagte er, „mehr als 100 Li in einem ganz öden Lande zu machen; unsere Kleider sind zu leicht, und unsere Borräthe gehen zu Ende. Wenn einer von uns allein weiter reist, so wird er wahrscheinlich Tsu erreichen, während, wenn wir unsere Reise zusammen fortsetzen, wir, wo nicht vor Kälte, doch vor Hunger unterwegs sterben werden. Sollen wir etwa unter Pflanzen und Bäumen verfaulen? Ich werde die Kleider, die ich trage, ablegen und sie meinem tugendhaften Bruder geben. Auch nehme er die Borräthe, die uns übrig bleiben, sie werden seine Kräfte bis an das Ende der Reise erhalten. Was mich betrifft, so rühre ich mich nicht von der Stelle, ich will lieber hier sterben. Wenn mein Bruder den König von Tsu sehen wird, so wird er ohne Zweifel ein hohes Amt von ihm erhalten, und dann wird es nicht zu spät seyn, sich mit meinem Begräbniß zu beschäftigen.“

„Wie könnt ihr auf solche Gedanken kommen!“ antwortete Rio-ngai. „Wir sind zwar nicht von denselben Aeltern geboren, aber sind nicht die Bande der Tugend stärker als die des Fleisches? Könnte ich den Gedanken ertragen, daß ich Euch verlassen und allein hinziehen soll, um Ehrenstellen zu suchen? Dazu werde ich mich nie verstehen.“

Er stützte Pe-tao im Weitergehen, und so machten sie noch 10 Li. „Der Wind und der Schnee werden immer stärker“, sagte Pe-tao, „es ist mir unmöglich, weiter zu gehen.“ Sie suchten einen Zufluchtsort und bemerkten am Rande der Straße den hohlen Stamm eines Maulbeerbaums, der aber nur einer Person Schutz gegen den Schnee bieten konnte. Rio-ngai half seinem Freund sich in den Stamm dieses Baumes setzen. Pe-tao hat seinen Bruder, zwei Steine an einander zu schlagen, um Feuer zu erhalten und einige abgestorbene Zweige anzuzünden, damit er sich wärmen könne. Als Rio-ngai dies gethan und dann zu Pe-tao zurückkehrte, fand er ihn ganz nackt; seine Kleider lagen neben ihm. „Warum hat mein Bruder dies gethan?“ frug er im höchsten Erstaunen. — „Es blieb mir nichts Anderes zu thun übrig“, sagte Pe-tao. „Mein Bruder mache sich keine Täuschungen weiter; er eise, sich diese Kleider anzuziehen, er nehme diese Borräthe an sich und ziehe von dannen. Ich werde hier sterben.“ Rio-ngai umarmte ihn weinend und sagte: „Wir müssen zusammen leben und sterben; wir können uns so nicht von einander trennen.“ „Wenn wir hier Hungers sterben“, erwiderte Pe-tao, „wer wird unsere weißen Gebeine begraben?“ — „Wohlan!“ sagte Rio-ngai, „ich werde mich meiner Kleider entledigen und sie meinem älteren Bruder geben. Er nehme diese Nahrungsmittel mit und ziehe weiter; es ist besser, daß der jüngere Bruder hier sterbe.“ — „Mein ganzes Leben lang“, sagte Pe-tao, „bin ich äußerst schwächlich gewesen; mein junger Bruder ist nicht stark, aber im Vergleich mit mir ist er sehr kräftig. Seine Kenntnisse sind ausgebehnter als die meinigen, und wenn er bis zum König von Tsu kommt, so wird er gewiß ein bedeutendes Amt von ihm erhalten. Verdient mein Tod, daß man davon spricht? Bleibet nicht länger hier, mein Bruder, entfernet Euch ohne Zögern.“ — „Euch am Fuße dieses Maulbeerbaums Hungers sterben lassen und mich entfernen, um nach Ehrenstellen zu jagen, heißt das wie ein tugendhafter Mensch handeln? Nein, das werde ich nicht thun.“ — „Aus eigenem Antrieb“, sagte Pe-tao, „verließ ich die Tschi-Berge; ich kam in das Haus meines Bruders, und vom ersten Augenblick an waren wir wie alte Freunde. Ich hatte bald erkannt, daß das Wissen meines Bruders kein gewöhnliches sey, und ich munterte ihn auf, ein Amt zu suchen. Leider sind Wind und Regen zuwider. Es ist mein Loos, und ich muß es ertragen. Aber wenn ich den Tod meines Bruders herbeiführte, so wäre dies ganz meine Schuld.“ Bei diesen Worten wollte er sich in den vorüberfließenden Strom werfen, aber Rio-ngai hielt ihn weinend in seinen Armen zurück, wollte ihn mit seinen Kleidern bedecken und ihm helfen, in den Maulbeerbaum zurückzulehren. Aber Pe-tao wies die Kleider von sich. Rio-ngai drang noch in ihn, als er auf einmal Pe-tao die Farbe ändern sah; die Kälte hatte schon seine Glieder erstarrt; er konnte nicht sprechen, sondern gab ihm mit der Hand ein Zeichen, sich zu entfernen. Rio-ngai nahm von neuem die Kleider, um seinen Freund zu bedecken; aber er bemerkte, daß die Kälte das Prinzip des Lebens ergriffen habe. Seine Glieder waren steif und unbeweglich, und

der für Augenblicke gehemmte Athem schien im Begriff, ganz still zu stehen. Wenn ich hier länger bleibe, sagte Rio-ngai zu sich selbst, so werde ich ebenfalls vor Kälte sterben, und wenn ich todt seyn werde, wer wird meinen Bruder begraben? Darauf kniete er in den Schnee vor Pe-tao nieder und sagte zu ihm, indem er bittere Thränen vergoß: „Euer unwürdiger Bruder, indem er diesen Ort verläßt, rechnet auf den Schutz Eures Schattens. Wenn er etwas Ruf erworben hat, so wird er Euch ein prächtiges Leichenbegängniß halten.“ Pe-tao machte ihm ein Zeichen mit dem Kopf; noch wollte er etwas sprechen, als er den Geist aufgab. Rio-ngai nahm die Kleider und die Lebensmittel; aber die Augen auf seinen Freund gerichtet, konnte er sich nicht entschließen, weiter zu gehen. Endlich entfernte er sich mit blutendem Herzen und die Augen in Thränen gebadet. Pe-tao war in dem Maulbeerbaum verschieden.

Von Kälte erstarrt und halbtodt vor Hunger kam Rio-ngai in dem Königreich Tsu an, kehrte, um sich auszuruhen, in einem Wirthshause ein und ging am anderen Morgen in die Stadt. „Der Fürst von Tsu“, sagte er zu der ersten Person, der er begegnete, „ruft die Gelehrten und Weisen an seinen Hof. Wie muß man es anfangen, um zu ihm zu kommen?“

„Das Thor des Palastes“, antwortete man ihm, „ist ein für die Fremden bestimmtes Haus. Dort empfängt Pei-tschung, der Schang-ta-fu, alle Gelehrten des Reiches.“ Als Rio-ngai den ihm bezeichneten Ort erreichte, stieg gerade Pei-tschung aus seinem Wagen. Rio-ngai näherte sich ihm und grüßte ihn, indem er die Hände zusammen schloß und sie auf die Brust legte. Pei-tschung erkannte, daß Rio-ngai, obgleich mit zerlumpten Kleidern bedeckt, kein gewöhnlicher Mensch sey, und er bewilligte ihm seinen Gruß zu erwidern. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Fürst Joseph Poniatowski, italienischer Komponist. Der polnische General, dem an der Stelle, wo er bei Leipzig in der Aker seinen Tod fand, ein Denkmal gesetzt ist, war der Großvater des zu Florenz lebenden fürstlichen Komponisten, über dessen Leben ein Mailändisches Journal einige Notizen liefert. Fürst Joseph Poniatowski, also auch mit dem Vornamen so heißend wie sein im Jahre 1813 (49 Jahr alt) verstorbenen Großvater und wie sein Vater, der als französischer Oberst in Algerien nicht ohne Auszeichnung gedient, ward zu Rom am 20. März 1816 geboren, wo er von Candido Zanotti den ersten musikalischen Unterricht erhielt. Als achtfähriger Knabe spielte er einmal in einem Konzert Variationen auf dem Klavier, und der außerordentlichen Beifall, der ihm bei dieser Gelegenheit zu Theil wurde, bewog ihn, sich dem Studium der Musik ganz hinzugeben. Er kam nach Florenz, wo Cecchovini sein Lehrer im Kontrapunkt ward. Dieser hatte nach einiger Zeit ein Oratorium zu komponiren und übertrug seinem Schüler einen Theil dieser Arbeit. Als nun letztere mit großem Erfolg aufgeführt worden war, nahm er keinen Anstand, die Mitwirkung des jungen Fürsten, die bis dahin streng geheim gehalten worden war, laut zu verkünden, was natürlich in Florenz Alles auf ihn aufmerksam machte. Er wagte sich darauf an die Komposition einer Oper „Johann von Procida“, die anfangs nur als Konzertsstück in den Salons seiner Verwandten aufgeführt und, obgleich nicht ohne bedeutende Mängel, doch, wie man sich leicht denken kann, mit Nachsicht und Beifall aufgenommen ward. Natürlich ließen es nun aber auch die italienischen Impresario's, die bekanntlich sehr spekulative Leute sind, nicht an dringenden Aufforderungen fehlen, daß der Fürst seine Oper auch auf der Bühne darstellen lasse, da wohl zu erwarten war, daß der Stand des Komponisten auch für das größere Publikum ein Reiz seyn werde, seine Oper kennen lernen zu wollen. In der That machte diese auch, als sie demnächst auf dem Hoftheater in Lucca zur Aufführung kam, außerordentliches Furore, und der junge Komponist wurde bei der ersten Vorstellung seines ziemlich schwachen Werkes nicht weniger als zwanzigmal hervorgehoben. Inzwischen widmete sich der Fürst nun ganz und gar der dramatischen Composition. Im Jahre 1840 schrieb er eine komische Oper „Don Desiderio“; 1843 wurde in Lucca sein „Ruy Blas“ und in demselben Jahre auf dem Theater Argentina in Rom sein „Bonifacio de' Geremei“ gegeben, der bis jetzt für seine beste Oper gehalten wird und seitdem auch auf allen übrigen italienischen Theatern mit Beifall gegeben wurde. In Florenz und in Lucca hat zu dem Erfolge seiner Werke in den Zirkeln des Hofes besonders auch der Umstand beigetragen, daß der Fürst selbst ein ausgezeichnete Sänger ist und in jenen Kreisen mitwirkt, wenn eine seiner Opern zum erstenmale — natürlich nur vor einem eingeladenen Publikum oder zum Besten wohlthätiger Zwecke — gegeben wird. In Rom, Mailand und besonders in Venedig während des letzten Carnevals haben seine Opern jedoch auch ohne seine persönliche Mitwirkung großen Beifall gefunden.

— Eine neue Cantate, von Rossini. Am 14. März d. J. wurde zu Bologna, wo Rossini bekanntlich in müßiger Zurückgezogenheit lebt, im Saale der Fürstin Percoloni eine Cantate seiner Composition unter dem Titel „Glaube, Liebe, Hoffnung“ aufgeführt. Rossini selbst leitete die Aufführung, bei welcher 24 der vornehmsten Damen der Stadt im Chore mitwirkten. Sowohl dem Werk als der Aufführung desselben wird in den Berichten darüber großes Lob gespendet.

*) Ein natürlicher Sohn des Generals, der jedoch von dessen Schwester, der Fürstin von Tschkiewitz, adoptirt und legitimirt wurde.